

Mehr als alles

**Geschichten, Gedichte und Bilder
für kluge Kinder und ihre Eltern**

Herausgegeben von
Hubertus Halbfas

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2017 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Folgt der aktuellen Rechtschreibung, sofern nicht historische Vorlagen oder urheberrechtliche
Einwände dagegen stehen.

Umschlagabbildung: Ferdinand Hodler (1853–1918), *Anbetung 1*
Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Gestaltung, Satz und Repro: Ina Halbfas, Köln
Druck: W.B. Druckerei GmbH, Hochheim am Main
Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0986-9

Für meine Frau Hanne

Inhalt



Vorwort 12

1. Schweigen 14

Qarrtsiluni, Knud Rasmussen	14
Allein auf der Kuppe des Hügels, John (Fire) Lame Deer	16
Die drei Federn, Brüder Grimm	19
Über Stille und Lärm	20

2. Hören 23

Welche Sprache die früheste sei, Herodot	23
Hör-Wörter, Joachim-Ernst Berendt	24
Gehörlos, Urs und Ruth Kolb	26
Sie ahnt nicht, dass jedes Ding einen Namen hat, Maria Wallisfurt	26
Stumme Stimmen. Gottesdienst der Gehörlosen, Oliver Sacks	27
Zuhören, Michael Ende	29
Regen, John M. Hull	30
<i>Das Ohr des Dionysos</i>	31
wer ohren hat, Kurt Wolff	31
<i>Das dritte Ohr</i>	32
<i>Auge und Ohr</i>	33
Du selbst bist der Mann, 2 Sam 11-12	34

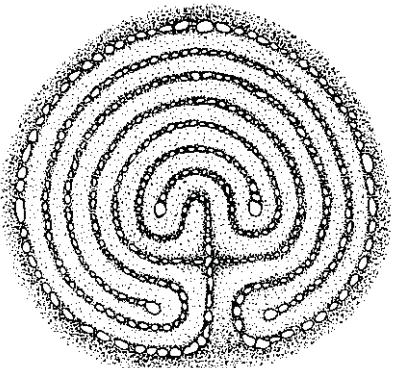
3. Sehen 36

Sehen, Rosemarie Künzler-Behncke	36
Wenn die Augen erlöschen, John Martin Hull	37
<i>Blindenpunktschrift</i>	38
Drei Tage mit verbundenen Augen, Joachim-Ernst Berendt	40
Meine Stute hat keine Augen, Cathrin Mack	42
Im Dunkeln sehen, John M. Hull	44
Garten, Georg Bydlinski	45
Ausschnitt, Sarah Kirsch	45
<i>Von außen und von innen sehen</i>	46
Der Korb mit den wunderbaren Sachen, Laurens van der Post	48
Damals, Roswitha Fröhlich	52
Und Richard lebt auch nicht mehr, Wolfdietrich Schnurre	53
Herzseher, HAP Grieshaber	55

Ballade vom Helden Tod eines deutschen Offiziers, Michael Ende	56
<i>Die drei Affen von Nikko</i>	58
Die Blinden und der Elefant	59



4. Sprechen, Schreiben und Lesen	60
Ein Tisch ist ein Tisch, Peter Bichsel	60
Der Sprachabschneider, Hans Joachim Schädlich	62
Jules Ratte oder Selber lernen macht schlau, Peter Hacks	68
<i>Exkurs: Die Entstehung der Schrift</i>	70
Gedächtnis und Schrift, Platon	72
Feiern will ich die Wörter, Lothar Zenetti	73
Gedichtbehandlung, Bernd Lunghard	74
Ein bestes Gedicht, Ernst Jandl	75
Sprecherin, Wolfgang Weyrauch	75
<i>Exkurs: Sprachlehre</i>	76
<i>Metaphorische Sprache</i>	76
<i>Symbolische Sprache</i>	80
»Iss, verschlucke dies Buch!«, Ezechiel 2,1f.; 8–10; 3,1–3	83



5. Gehen	84
<i>Schuhfüße</i>	84
Ratschlag, Hans Manz	85
Über die Erde, Martin Auer	85
Das Labyrinth von Kreta, Plutarch	86
Die Mitte der Welt, Angelus Silesius	89

6. Fragen	90
Der Zweifler, Bertolt Brecht	90
Des Kaisers neue Kleider, Hans Christian Andersen	91
Fragen eines lesenden Arbeiters, Bertolt Brecht	96
Ich bin ein Zweifler, Wolfgang Weyrauch	96
Die Geschichte vom jungen Krebs, Gianni Rodari	97
<i>Welcher Glaube verträgt Fragen und Zweifel?</i>	99
Eine Geschichte von Herrn Keuner, Bertolt Brecht	101
Ich habe gehört, ihr wollt nichts lernen, Bertolt Brecht	101

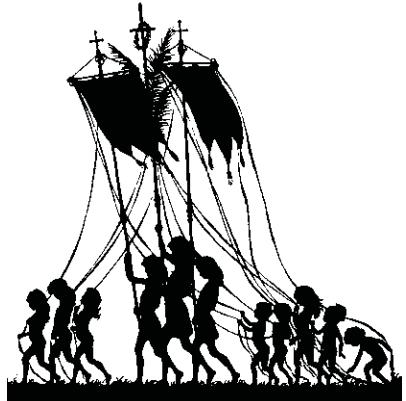


7. Sich selbst finden	102
Lied des Menschen, James Krüss	102
Die Liebe zu mir, Christine Nöstlinger.	103
Lasst euch die Kindheit nicht austreiben, Erich Kästner	104
Der winzig kleine Mann, Frederik Hetmann	106
Seltsamer Spazierritt oder Wer bin ich selbst, Johann Peter Hebel . . .	107
Wer bekommt das Opossum?, Frederik Hetmann.	108
Wollen, Kurt Sigel	108
Lob des Ungehorsams, Franz Fühmann	109
Der angebundene Elefant, Jorge Bucay.	110
Flügel sind zum Fliegen da, Jorge Bucay	111
»Das Schwierige braucht Zeit, aber das Unmögliche erledigen wir sofort«, Richard D'Ambrosio	112
<i>Das Selbstverständliche ist das Schwerste</i>	113
Die drei magischen Tore, Michael Ende.	116
Der Sprung in den Brunnen, Brüder Grimm	120
Die Angst vor dem Brunnen	122
Der Sturz in den Brunnen	123
Die Uhr im Brunnen, Heinrich Zimmer	124
Der Schatz hinterm Ofen, Martin Buber	125
8. Lieben	126
Aus Julias Tagebuch, Christine Nöstlinger	126
Jorinde und Joringel, Brüder Grimm.	130
Seide aus Kranichfedern, Konrad Winkler	132
Der Garten des Herrn Ming, James Krüss	136
Das Holzpferd, Margery Williams.	137
Die Schöne und das Tier	138
Die Kaulquappe und der Weißfisch, Wolfdieterich Schnurre	140
Der kleine Prinz und die Rosen, Antoine de Saint-Exupéry	141
Das entschwundene Land, Astrid Lindgren	144
9. Essen und Trinken	150
Das tiefe Atemholen des Friedens, nach Vilhelm Grønbech	150
Der Gast, nach Albert Camus	153
Der Gast beim Bauern, nach Nikolai Lesskow	155
Aufs Teilen und aufs Geben kommt alles an, Walter Benjamin	156
Die Löffel, russische Erzählung	156
Tante Mia, Petra Lütticke	157

Brot und Wasser, Fioretti	158
Siddharta, Hermann Hesse	158
Wie Robinson Crusoe das tägliche Brot gewann, Daniel Defoe	159
Leben in den Wäldern, Henry David Thoreau	163
Brot, Jean-Marie Gustave Le Clézio	164
Freitisch für Anton Reiser, Karl Philipp Moritz	165
Ein Bauer von der Schwäbischen Alb über die Hungerjahre, Aufzeichnungen eines Älblers	166
Milch, Kartoffeln und Brot, Anna Wimschneider	169
Brot zu Stein geworden, Brüder Grimm	169
Tischlein deck dich, Brüder Grimm	170
Erinnerungen an Sokrates, Xenophon	171
Die Sterntaler, Brüder Grimm	171
Brot, Wilhelm Willms	172
Wasser, Antoine de Saint-Exupéry	173



10. Feiern	174
Wie die heilige Gabe des Festes zu den Menschen kam	174
Das Fest, das nicht stattfand	177
Die beiden Feste, Christian Morgenstern	177
Die Nacht im Dom, Dino Buzzati	178
Weihnachten – Ein Krippenspiel, Hubertus Halbfas	182



11. Mitgehen	184
Die Bergpredigt ist für uns alle, Mahatma Gandhi	184
Kriegsdienstverweigerung bis zum Fallbeil, Franz Jägerstätter	185
Den ganzen Weg mitgehen	186
Ich möchte seinen Platz einnehmen	187
Unsere Verantwortung können Sie uns nicht nehmen!	188
Mit Güte kommt man gegen das Böse nicht an, Alexander Solschenizyn	189
Gott in einem lebendigen Menschen verehren, Bede Griffiths	189
Ob ich mir Jesus schon mal vorgestellt hätte?, Wolf Dietrich Schnurre	192
Birne in der Kirche, Günter Herburger	194
Christus hat keine Hände, nur unsere Hände	197
Die Füße im Feuer, Conrad Ferdinand Meyer	198
Saisonbeginn, Elisabeth Langgässer	201
Der Großinquisitor, Fjodor Dostojewski	203
Wenn alle Christen sind, ist niemand Christ, Søren Kierkegaard	204





12. Bebauen und bewahren	206
Gefährten oder Tod, jüdische Überlieferung.	206
Die Zeit, Gerald Jatzek	207
Wunder genug, Walt Whitman	207
Verantwortung für die Erde, nach Häuptling Seattle	208
Zehn Grundsätze indianischer Weisheit, nach Häuptling Seattle	210
Die richtigen Bewegungen der Finger, Wolfgang Weyrauch	212
Nur Samen	213
Letzte Warnung, Christine Nöstlinger	214
Die gefällten Nussbäume, Johann Wolfgang von Goethe	215



13. Hüten und pflegen	216
Der Dummling und die Tiere, Brüder Grimm	216
Zlateh die Geiß, Isaac Bashevis Singer	218
Die Bohnenmaus und ihre Freunde	223
Der König und der Hund, aus dem Mahabharata	224
Jesus und der Pferdeschinder, Abhay Charan Bhaktivedanta	225
Der Jäger und seine Beute, Jacobus de Voragine	226
Der Yogi und der Skorpion, Ramakrishna	227
Die Geschichte vom bösen Friederich, Heinrich Hoffmann	228
Mein Eichkätzchen, Friedrich Hebbel	230
Mein Großvater und die Fliegen, Peter Ustinov	230
Menschlichkeit, Christine Nöstlinger	231



14. Verletzen und Heilen	232
Wie kann ein Soldat das Vaterunser beten?, Erasmus von Rotterdam	232
Kriegslied, Matthias Claudius	233
Der Rattenfänger von Hameln, nach den Brüdern Grimm	233
In den erblühten Gärten, Günter Kunert	235
Schwierigkeiten mit dem 5. Gebot, Hermann R. Beck	235
Hasenmanöver, Erich Kuby	238
Ferdinand der Stier, nach Munro Leaf	240
Chinesisches Märchen, Überlieferung unbekannt	242
Die schwierige Lage Gottes, Wolfdieterich Schnurre	243
Den Wolf umarmen	243

15. Sterben 244

- Irgendwann, Gerhard Schöne 244
Die weiße Rose im Dom zu Altenberg, nach Montanus 245
Später, Max Frisch 246
Die Lebenslichter, Brüder Grimm aus »Der Gevatter Tod« 246
Ein Kind töten, Stig Dagermann 247
Der Tod des Großvaters, Nikos Kazantzakis 250
Ostergespräch, Kurt Hock 253



16. Mehr als alles 254

- Es muss im Leben mehr als alles geben, Maurice Sendak 254
Das Wasser des Lebens, Brüder Grimm 255
Ganz nah und doch so fern, Idries Shah 258
Ach, Nikos Kazantzakis 259
Hans im Glück, Brüder Grimm 260
Auf Gott warten. Ein Märchen 264
Was heißt »heilig« und »göttlich«?, nach Walter F. Otto 264
Das Beispiel vom barmherzigen Samariter, Lk 10,25–37 265
Wir können nix machen, nach Bertolt Brecht 266
Wenn du beten lernen willst, Hubertus Halbfas 267
Der betende Gaukler, nach französischer Überlieferung 268
Vom Himmel kamen Bomben und Feuer, nur Gott war nicht da,
 Letzte Briefe aus Stalingrad 270
Du tust alles, damit ich nicht an Dich glaube, Zvi Kolitz 270
Gott in sich selbst suchen, Etty Hillesum 272
»Gott« ist kein Lückenbüßer, Dietrich Bonhoeffer 273
Dem Namenlosen einen »Namen« geben 274
Vergesst das Beste nicht, Dorothee Sölle 276



Vorwort

In diesem Buch geht es um das Selbstverständliche, das vielen nicht erreichbar ist. In einem Gedicht von Gerhard Schöne wird geklagt: »Ich weiß nicht mehr, wo der Kopf mir steht! Ich hetz mich ab und schaffe nichts. Ich bin nur noch ein Nervenwrack. Woher nimmst du nur deine Ruhe?« Der Freund darauf: »Es ist ganz einfach: Wenn ich schlafe, schlafe ich. / Wenn ich aufsteh, steh ich auf. / Wenn ich gehe, gehe ich. / Wenn ich esse, esse ich ...« Der Mann jedoch: »Was soll dieser Quatsch? / Das alles mache ich doch auch, / und trotzdem find ich keine Ruh.« Der Freund entgegnet: »Mein Lieber, hör gut hin, / du machst es alles etwas anders: / Wenn du schlafst, stehst du schon auf, / wenn du aufstehst, gehst du schon. / Wenn du gehst, dann isst du schon ...«

Wenn nachfolgend vom Schweigen und Hören, vom Sehen, Sprechen und Lesen, auch vom Fragen und Zweifeln oder von der Liebe gesprochen wird, geht es um elementare Tätigkeiten. Für Menschen mit gesunden Augen und Ohren erscheint es selbstverständlich, sehen und hören zu können. Aber kann jeder hören, der hören kann? Ein für vier Tage und Nächte sich selbst überlassener Indianerjunge ist von der Außenwelt abgetrennt, um auf die Stimmen in seinem Innern hören zu lernen. Das verändert ihn. Er hört hinterher anders.

Und kann jeder sehen, der sehen kann? Man sieht nur, was man weiß, heißt es. Sehen hat immer auch mit Wissen zu tun. Das alltägliche Sprechen geht von einer sichtbaren Welt aus. Dennoch erzählt der erblindete Lehrer in diesem Buch, dass er mit dem ganzen Körper sieht. »Mit dem ganzen Körper zu sehen, ist eine Lebensform wie etwa, ein Mann oder eine Frau zu sein, jung oder alt. Jemandem, der nur mit seinen Augen sieht, fällt es schwer, diese andere Wahrnehmung zu verstehen.«

Wenn man für die Tiefendimension der Welt das Wort Religion akzeptieren will, bietet dieses Buch eine Grundlegung religiöser Bildung, die für die »religiös Unmusikalischen« genauso akzeptabel sein will wie für jene, die sich für religiös begabt halten. Von »religiöser Unmusikalität« sprach erstmals Max Weber, der sich im Jahr 1909 hilflos gegenüber Zeitgenossen sah, die eine standardisierte Frömmigkeit praktizierten – »sogar gekonnt und zuweilen virtuos« –, die aber ihn, den kritischen Intellektuellen, ausschloss. Das allseits herrschende nominelle Christentum rechtfertigte Max Weber die eigene Unkirchlichkeit, wenngleich er sich »nach genauer Prüfung weder antireligiös noch irreligiös« verstand.

Rund hundert Jahre später nahm Jürgen Habermas das Wort von den religiös Unmusikalischen neu auf, zählte sich selbst dazu, legte aber Wert darauf, dass »relevante Beiträge aus der religiösen Sprache in eine öffentlich zugängliche Sprache übersetzt« werden. Das Dilemma in solcher Gegenüberstellung besteht darin, »den religiösen Bereich« als eine Sonderzone zu sehen, für die man »begabt« oder wenigstens sozialisiert sein müsse. Aber Religiosität ist nicht konform mit den Frömmigkeitstraditionen der institutionalisierten Religionen. Deren Sprache und Kulte können sogar aus einer tiefer verstandenen Religion vielen Zeitgenossen unzugänglich, manchmal unerträglich erscheinen. Religiosität ist eine universale menschliche Empfindung, die sich als »Sinn für den Sinn« umschreiben lässt. Sie geht jeder institutionalisierten Religion vorauf und ist kein abgetrennter Bereich. Die Grundfähigkeiten des Lebens – im Erleben, Denken, Fühlen und Handeln – werden ihrer gedankenlosen Routine enthoben und auf ein »Mehr« hin bedacht.

Nehmen wir die Übung des Schweigens. Wenn Eskimo sich zu diesem gemeinsamen Brauch versammelten, sollte es dunkel und still im Festhaus sein. »Nichts durfte stören, nichts zerstreuen. In tiefem Schweigen saßen sie in der Dunkelheit und dachten nach, alle Männer, sowohl die alten wie die jungen, ja, sogar die kleinsten Knäblein, wenn sie nur eben so groß waren, dass sie sprechen konnten. Diese Stille war es, die wir Qarrtsiluni nannten. Sie bedeutet, dass man auf etwas wartet, das aufbrechen soll.« In solch gemeinsamer Sammlung ist nicht von Gott oder einem Göttlichen die Rede, von keiner religiösen Begabung, nur vom Tun des Nicht-Tuns, und das ist eine religiöse Haltung.

Die Grenze zwischen den Religiösen und denen, die sich dafür unbegabt halten, verläuft nicht zwischen Gläubigen und Atheisten. Es gibt fromme Atheisten und unfromme Gläubige. Man kann von Gott sprechen, zu ihm beten und meinen, dass man ihn »im Herzen trage«. Vielleicht ist dies aber nur erlernte Tradition, dem eigenen Nachdenken enthoben und nie davon betroffen, in welcher Weise die Auschwitz-Erfahrung das Wort »Gott« in Frage stellt. Elie Wiesel sagt: Wir müssen heute die Möglichkeit eines Bruches ins Auge fassen »zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Schöpfung und Schöpfer, zwischen dem Menschen und seiner Sprache, zwischen den Worten und dem Sinn, den sie enthalten. Aber, werden Sie mir sagen, was bleibt uns dann noch? Die Hoffnung trotz allem und uns zum Trotz? Vielleicht die Verzweiflung? Oder der Glaube? Es bleibt uns nur die Frage.«

Im Für und Wider zum Gottesglauben geht es nicht um religiös oder nichtreligiös. »Wenn das Wort Gott für Euch nicht viel Bedeutung besitzt«, formuliert Paul

Tillich, »so übersetzt es und sprecht von der Tiefe in Eurem Leben, von dem, was Euch unbedingt angeht. Wenn Ihr das tut, werdet Ihr vielleicht einiges, was Ihr über Gott gelernt habt, vergessen müssen, vielleicht sogar das Wort selbst. Denn wenn Ihr erkannt habt, dass Gott Tiefe bedeutet, so wisst Ihr viel von ihm. Ihr könnt Euch dann nicht mehr Atheisten oder Ungläubige nennen, denn Ihr könnt nicht mehr denken oder sagen: Das Leben hat keine Tiefe, das Leben ist seicht, das Sein selbst ist nur Oberfläche. Nur wenn Ihr das in voller Ernsthaftigkeit sagen könnt, wäret Ihr Atheisten, sonst seid Ihr es nicht. Wer um die Tiefe weiß, weiß auch um Gott.«

Leider kann man nicht sagen, dass die gängige religiöse Literatur »um Gott weiß«. Weithin reproduziert sie Kitsch oder auch dogmatischen Standard, der den bekannten Sandhaufen immer wieder neu umschaufelt. Daneben gibt es eine Literatur, in der die Frage nach Glauben oder Nicht-Glauben keine Rolle spielt, die aber die Frage des Menschen nach sich selbst stellt. In diese Rubrik reiht sich unser Buch ein. Es geht um Leben und Lernen. Es will nicht »der Reihe nach« gelesen werden, nicht in drei Monaten, nicht in drei Jahren. Man kann damit wachsen und manches immer von Neuem bedenken. Kindern ist es zugeeignet, Erwachsenen auch. Es unterfordert sie nicht, weder im Textbestand noch in den Bildern.

Der Titel formuliert die Intention: »Es muss im Leben mehr als alles geben«, in englischer Version: »There must be more to Life«. William Blake sagt: »Less than All cannot satisfy Man.« Dieses Buch ist ein Entwurf dazu.

Hubertus Halbfas

1. Schweigen

Qarrtsiluni

Knud Rasmussen (1879–1933), grön-ländisch-dänischer Polarforscher und Ethnologe. Zwischen 1912 und 1933 führte Rasmussen sieben Expeditionen nach Nordgrönland und in die arktischen Gebiete Kanadas und Alaskas – die sogenannten »Thule-Expeditionen«. Ihr Ziel war die Erforschung der Inuit-Kultur, ihrer Sprache, Mythen und Geschichten.

Von besonderer Bedeutung war die 5. Thule-Expedition von 1921 bis 1924, die dem Ziel diente, die Herkunft der Inuit aufzuklären. Im Frühjahr 1923 begann Rasmussen in Begleitung zweier Inuit die längste Hundeschlittenreise in der Geschichte der Arktisforschung. Er schrieb die Mythen, Sagen und Lieder der Inuit auf, die damals von der Zivilisation kaum berührt waren. In drei Bänden *Mythen und Sagen aus Grönland* hat er die Weisheit der Eskimo für die Völkerkunde erschlossen und bewahrt.

Unerwartet erkrankte Rasmussen im Oktober 1933 in Ostgrönland an einer Fleischvergiftung und starb am 21. Dezember in einem Kopenhagener Krankenhaus.

Während eines Sturmes ankerten wir gerade vor Eskimohäusern, die hoch oben an den Felsabhängen erbaut und eher den Nestern der Seevögel als Menschenwohnungen ähnlich waren. Ich ging an Land, um die Männer der Insel zu begrüßen, die wegen ihrer kühnen Seefahrten berühmt sind. Da gewahrte ich auf dem äußersten Vorsprung eines Abhangs ein Haus, das größer und stattlicher war als alle anderen Häuser. Man sagte mir, es sei das alte Festhaus des Ortes, und erbot sich, mich zur heiligen Stätte des Dorfes zu führen.

Wir krochen durch einen dunklen Hauseingang, der geradezu nach Vorzeit roch. Endlich kamen wir in einen merkwürdigen Raum, groß wie eine Halle. Erst nachdem sich die Augen an das Zwielicht gewöhnt hatten, entdeckten wir ganz oben in der Ecke eine Gestalt, die zusammengerollt in einigen Fellen lag. Es war Majuaq.

Mit behutsamer Ehrfurcht weckte mein Begleiter die alte Majuaq und flüsterte ihr ins Ohr: »Hier ist ein Mann, der kein Missionar ist, auch kein Handelsmann, sondern ein Mann, der dich nur darum bittet, ihm ein wenig von den Menschen zu erzählen, die in unserem Lande lebten, ehe die weißen Männer ihre Sitten einführten.«

Die alte Majuaq war sofort wach; aber sie schüttelte den Kopf und sagte: »Wie soll ich zu einem Mann reden, der unsere Sprache nicht versteht?«

»Er sagt, er wäre einer der Unsigen«, antwortete mein Führer. Majuaq richtete sich jetzt halb auf und untersuchte mich neugierig. »Wo kommst du her?«

»Aus einem Lande, das mehr als eine Reise von drei Wintern und drei Sommern von deinem Wohnplatz entfernt liegt.«

Majuaq musterte mich mit einem fernen Blick und setzte sich nun ganz auf, bevor sie wieder das Wort ergriff: »Du hast des weißen Mannes Angesicht, aber unsere Sprache ... Sage mir, wie lange bleibst du bei uns? Es fordert Zeit, wenn ich erzählen soll. Meine Stimme ist schwach, und meine Zunge ist schlaff! Ich weiß viel, aber ich erzähle langsam.«

»Ich weiß nicht recht wie lange«, antwortete ich. Ich merkte, dass die alte Majuaq gründlich war wie ein weiser Gelehrter, der in die Tiefe geht, wenn wirklich über Geschichte geredet werden soll. Und sie antwortete mir: »Wer nicht weiß, wann er reisen wird, hat keine eilige

Arbeit. Das ist gut. Aber erst muss ich nachdenken, denn wir Alten haben einen Brauch, der Qarrtsiluni heißt.«

»Was ist Qarrtsiluni?«

»Das werde ich dir jetzt erzählen, aber mehr bekommst du heute auch nicht zu hören.«

Und nun erzählte Majuaq mit großen Handbewegungen, unaufhörlich ihre krummen Arme schwingend:

»In alten Tagen feierten wir jeden Herbst große Feste zu Ehren der Seele des Wales, und diese Feste mussten stets mit neuen Liedern eröffnet werden, die von den Männern zusammengestellt wurden. Man sollte die Geister mit neuen Worten anrufen; alte Lieder durften nie gesungen werden, wenn Männer und Frauen tanzten, um den großen Fangtieren zu huldigen. Und da hatten wir den Brauch, dass in jener Zeit, in der die Männer ihre Worte zu diesen Hymnen erfanden, alle Lampen ausgelöscht werden mussten. Es sollte dunkel und still im Festhaus sein. Nichts durfte stören, nichts zerstreuen. In tiefem Schweigen saßen sie in der Dunkelheit und dachten nach, alle Männer, sowohl die alten wie die jungen, ja, sogar die kleinsten Knäblein, wenn sie nur eben so groß waren, dass sie sprechen konnten. Diese Stille war es, die wir >Qarrtsiluni< nannten. Sie bedeutet, dass man auf etwas wartet, das aufbrechen soll.

Denn unsere Vorfäder hatten den Glauben, dass die Gesänge in der Stille geboren werden, während alle sich nur dazu anstrengen, schöne Gedanken zu denken. Dann entstehen sie im Gemüt der Menschen und steigen herauf wie Blasen aus der Tiefe des Meeres, die Luft suchen, um aufzubrechen. So entstehen die heiligen Gesänge.«

Das war alles, was Majuaq mir erzählen konnte. Im Laufe der Nacht legte sich der Wind, und wir setzten unsere Reise fort. Aber in einem einzigen Wort gab sie mir eine schlichte Würdigung des demütigen Ernstes, der notwendig ist, wenn man anderen wirklich Anteil geben will an dem, was aus der heiligen Tiefe des menschlichen Gemütes kommt.

Knud Rasmussen

Auch eine Stille-Übung

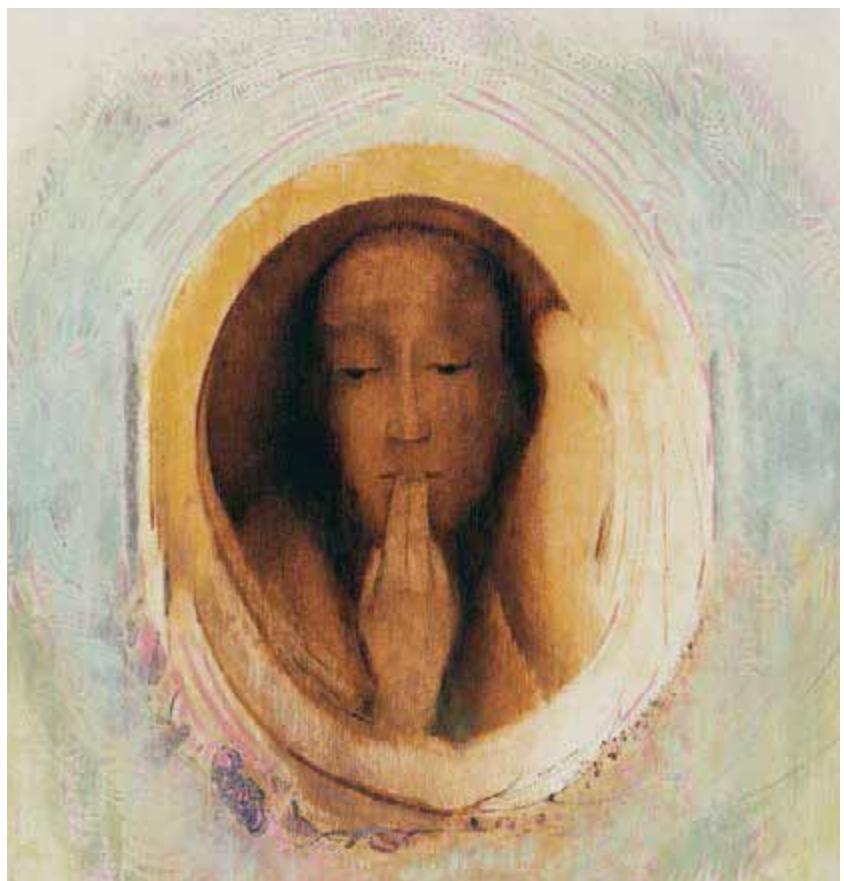
Bevor Zen nach Japan kam, versprachen vier enge Freunde einander, sieben Tage lang Schweigen zu bewahren.

Am ersten Tag waren sie alle still. Ihre Meditation hatte Glück verheißend begonnen, aber als die Nacht kam und die Öllampen trübe wurden, konnte sich ein Schüler nicht zurückhalten, einem Diener zuzurufen: »Sieh nach den Lampen!« Der zweite Schüler war überrascht, den ersten reden zu hören. »Wir sollten doch kein Wort sprechen«, sagte er.

»Ihr seid beide dumm. Warum redet ihr?« fragte der dritte.

»Ich bin der einzige, der nicht gesprochen hat«, stellte der vierte Schüler fest.

Odilon Redon, *Die Stille*, um 1911.



Allein auf der Kuppe des Hügels

Ich war allein auf der Kuppe des Hügels. Ich saß in der Visions-Grube. Das war ein Loch, das sie in den Hügel gegraben hatten. Meine Arme umklammerten meine Knie. Ich beobachtete, wie Old Man Chest, der Medizinmann, der mich hergebracht hatte, drunten im Tal verschwand. Er war nur noch ein schwarzer Punkt zwischen den Kiefern, und bald war er nicht mehr zu sehen. Jetzt war ich nur noch mir selber überlassen, für vier Tage und Nächte ausgesetzt auf der Kuppe des Hügels ohne Nahrung und Wasser, bis er zurückkommen würde, um nach mir zu sehen ...

Indianerkinder sind nie allein. Sie sind zu jeder Zeit umgeben von Großeltern, Onkeln, Neffen, von allerlei Verwandten, die mit den Kleinen schmusen, ihnen vorsingen, ihnen Geschichten erzählen. Wo immer die Eltern hingehen, kommen die Kinder mit.

Nun aber kauerte ich zusammengekrümmt in meiner Visions-Grube, zum ersten Mal in meinem Leben allein und verlassen. Ich war sechzehn damals, trug noch immer meinen Kindernamen, und, das darf ihr mir glauben, ich hatte Angst. Ich zitterte, und das nicht bloß wegen der Kälte. Das nächste menschliche Wesen war viele Meilen entfernt, und vier Tage und Nächte sind eine lange Zeit. Wenn alles vorbei sein würde, wäre ich kein Knabe mehr, sondern ein Mann. Das war klar. Ich würde meine Vision gehabt haben. Ich würde einen Mannes-Namen kriegen ...

Auf dem Hügel war es dunkel geworden. Ich wusste, *hanhepi wi* war aufgegangen, die Nacht-Sonne, allgemein der Mond genannt. Eng in meine Höhle geschmiegt, sah ich sie nicht. Schwärze umgab mich wie ein Tuch aus Samt. Sie schien mich von der Außenwelt abzutrennen, sogar von meinem eigenen Körper.

Sie ließ mich auf die Stimmen in meinem Inneren hören. Ich dachte an meine Vorfäder, die sich vor mir auf diesem Hügel zusammengekauert hatten ... Ich dachte, dass ich ihre Gegenwart durch die Erde, gegen die ich mich lehnte, spüren konnte. Ich fühlte, wie sie meinen Körper betrat, wie sie sich in meinem Geist und in meinem Herzen regten.

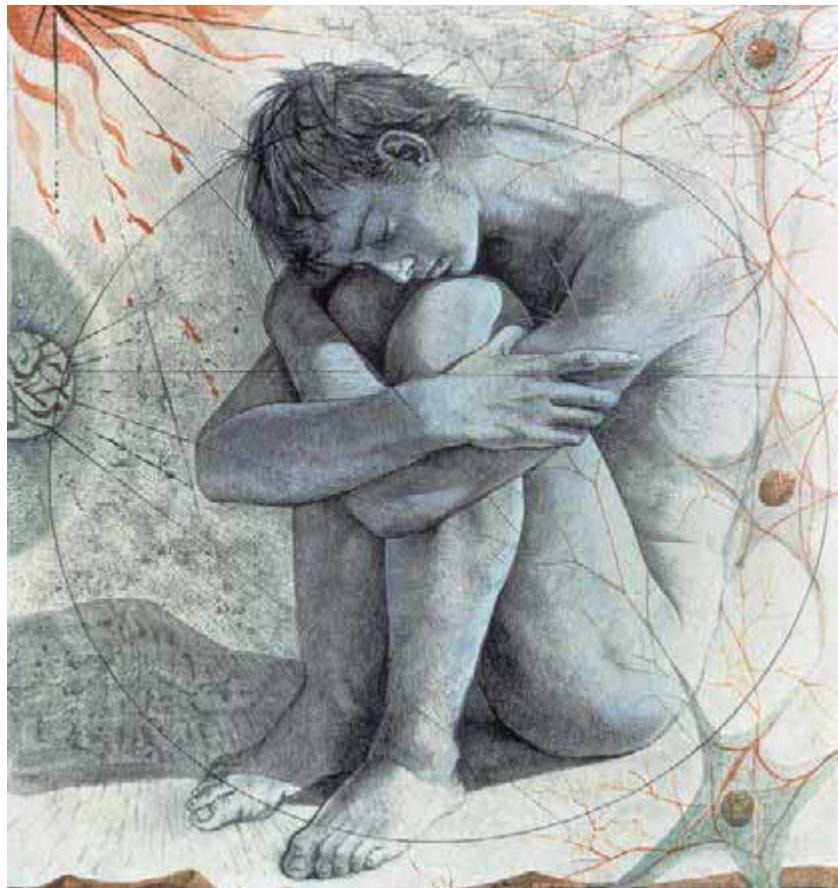
Durch die Dunkelheit drangen Töne zu mir: die Schreie des Windes, das Flüstern der Bäume, die Stimmen der Natur, die Laute der Tiere, das Schreien der Eule ... Ich fühlte, dass diese Stimmen gut waren, und langsam verließ mich meine Furcht. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Ich wusste nicht, ob es Tag war oder Nacht. Ich schlief und war doch hellwach. Dann sah ich eine Gestalt vor mir. Sie wuchs aus der Dunkelheit und dem wirbelnden Nebel, der in mein Erdloch drang. Ich sah, es war mein Urgroßvater, Tahca Ushte, Lame Deer, der alte Häuptling der Minneconjou. Ich konnte das Blut sehen, das aus der Brust meines Urgroßvaters floss, dort, wo ein weißer Soldat ihn getroffen hatte. Ich begriff, dass mein Urgroßvater wünschte, ich solle seinen Namen annehmen. Das machte mich unaussprechlich glücklich.

Vom Schweigen der Indianer

Indianer sind Menschen,
die sagen ihren Kindern nicht:
Jetzt seid mal endlich ruhig.
Oder: Halt den Mund,
du bist noch ein Kind!
(Dabei ist der Mund doch angewachsen,
wie soll man ihn halten?)
Sie machen ihren Kindern
Freude an der Stille.
Sie setzen sich hin und hören zu,
wenn nichts laut wird ...
Sie sehen, wo es nichts zu sehen gibt,
und hören, wo es nichts zu hören gibt.
Vieles hören sie dann wie neu ...
Wie in einem Traum
hören sie die Worte des Wassers,
die Gespräche der Fische
und das Wachsen des Grases.
Und sie hören in der Stille,
wie alles miteinander verbunden ist:
Der Mensch und die Erde ...
Das Sandkorn und der Stern ...
Der Wind und das Gras ...
Der Himmel und der Mensch.

Fredrik Vahle

Wir Sioux glauben, dass etwas in uns ist, das uns kontrolliert, etwas, das fast eine zweite Person ist. Wir nennen es *nagi*, andere nennen es vielleicht Seele, Geist oder Wesen. Man kann es nicht sehen, fühlen oder schmecken, aber damals auf dem Hügel – und nur das eine Mal – wusste ich, dass es in mir war. Dann fühlte ich, wie mich die Kraft durchflutete. Ich kann es nicht beschreiben, aber sie füllte mich ganz aus. Jetzt hatte ich Gewissheit. Ich würde ein *wisaca wakan* werden, ein Medizinmann. Wieder weinte ich, diesmal vor Glück.



Ich wusste nicht, wie lange ich dort oben auf dem Berg gewesen war – eine Minute oder ein Leben lang. Ich fühlte eine Hand auf meiner Schulter, die mich sanft rüttelte. Es war Old Man Chest, der meinetwegen gekommen war. Er sagte, ich sei jetzt vier Tage und Nächte in der Visions-Grube gewesen und es sei Zeit für den Abstieg. Er würde mir Essen geben und Wasser, und dann müsse ich ihm alles erzählen, was mir zugestoßen war. Er sagte, die Visions-Grube habe mich auf eine Art und Weise verändert, die ich jetzt noch nicht verstehen könne. Er sagte auch, dass ich kein kleiner Junge mehr sei. Ich sei ein Mann. Ich war Lame Deer.

John (Fire) Lame Deer

Stille-Übungen

Stille-Übungen sind Wege zu sich selbst. Manchmal sind sie leicht, manchmal sind sie schwer. Immer sind sie bedeutsam, zu sich selbst zu kommen.

– Sind Hände und Füße ruhig, wenn du am Tisch sitzt? Mit der Ruhe des Leibes wird auch die Seele ruhig.

– Brauchst du während der Hausaufgaben immer Musik? Schaff es, wenigstens für eine Stunde täglich keine Musik zu hören.

– Kannst du dich auf bewusst gewählte Fernsehsendungen beschränken? Oder läuft das Gerät auch, obwohl du noch etwas anderes tust?

– Sitze still und horche auf die Geräusche des Hauses, in dem du wohnst.

– Nachdem die Sonne untergegangen ist, zünde in deinem Zimmer kein Licht an. Erlebe die Dämmerung, bis es ganz dunkel geworden ist.

– Stell dich vor dem Einschlafen für zwei Minuten ans offene Fenster und schau in den Abend. Betrachte den Himmel, die Wolken, den Mond. Achte auf den Wind. Wenn es regnet, lausche den Regengeräuschen.

Pierre-Yves Trémois, *La naissance du surhomme*, 1960.



Die drei Federn

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, davon waren zwei klug und gescheit, aber der dritte sprach nicht viel, war einfältig und hieß nur der Dummling. Als der König nun alt wurde, dass er an sein Ende dachte, wusste er nicht, welcher von seinen Söhnen nach ihm das Reich erben sollte. Da sprach er zu ihnen: »Zieht aus, und wer mir den feinsten Teppich bringt, der soll nach meinem Tod König sein.« Und damit es keinen Streit unter ihnen gab, führte er sie vor sein Schloss, blies drei Federn in die Luft und sprach: »Wie die fliegen, so sollt ihr ziehen.« Die eine Feder flog nach Osten, die andere nach Westen, die dritte aber fiel gleich zur Erde. Nun ging der eine Bruder rechts, der andere ging links, und sie lachten den Dummling aus, der bei seiner Feder, da wo sie niedergefallen war, gleich bleiben musste.

Der Dummling setzte sich nieder und versann sich. Da bemerkte er neben der Feder eine Falltür in der Erde. Er hob sie auf, fand eine Treppe und stieg hinab. Unten kam er vor eine andere Tür und klopfte an. Da tat sich die Tür auf, und er sah eine große, dicke Itsche (Kröte) sitzen, und rings um sie eine Menge kleiner Itschen. Die dicke Itsche fragte, was sein Begehrn wäre? Er antwortete: »Ich hätte gern den schönsten und feinsten Teppich.« Da rief sie eine junge Itsche und sprach: »Jungfer grün und klein, Hutzelnbein! Hutzeln hin und her! Bring mir die große Schachtel her!« Die Itsche holte die Schachtel und gab dem Dummling einen Teppich daraus, so schön und so fein, wie oben auf der Erde keiner gewebt werden konnte. Da dankte er ihr und stieg wieder hinauf.

Die beiden andern aber hatten ihren jüngsten Bruder für so albern gehalten, dass sie glaubten, er würde nicht das mindeste gegen sie aufbringen können. »Was sollen wir uns Mühe geben!«, sprachen sie und nahmen dem ersten besten Schäfersweib, das ihnen begegnete, die groben Tücher vom Leib und trugen sie dem König heim. Zu derselben Zeit kam auch der Dummling zurück und brachte seinen schönen Teppich, und als der König den sah, erstaunte er und sprach: »Wenn es dem Recht nach gehen soll, so gehört dem jüngsten das Königreich.«



Der alte König hat für jeden seiner Söhne eine Feder in die Luft geblasen. Die ersten zwei treiben weit ab in die Ferne. Die Feder des vermeintlichen Dummlings jedoch senkt sich gleich nieder und bleibt liegen, wo der Junge eh schon ist. Dort kennt er die Dinge von früh auf. Doch dann tut er etwas, was wenige Menschen tun: Er »versinn« sich.

Versinnen? Ein altmodisches Wort. Es meint: In-sich-gehen, sich besinnen. Die Falltür, die er hochhebt, ist nicht wörtlich zu verstehen. Man kann sie auf dem Boden einer jeden stillen Stunde finden. Wer ruhig wird und zu sich selbst kommt, hebt die Falltür hoch und kann in die eigene Tiefe hinabsteigen. Während der vermeintliche »Dummling« dort verweilt, laufen seine Brüder in die Weite. Was sie von dort heimbringen, ist nur das »Geläufige«.

Brüder Grimm